

7. Sekundärliteratur

Zum Gedächtnis August Hermann Franckes. Zu seinem zweihundertjährigen Todestage am 8. Juni 1927.

Mahling, Friedrich

Halle (Saale), 1927

August Hermann Francke und die Bibel.

Nutzungsbedingungen

Die Digitalisate des Francke-Portals sind urheberrechtlich geschützt. Sie dürfen für wissenschaftliche und private Zwecke heruntergeladen und ausgedruckt werden. Vorhandene Herkunftsbezeichnungen dürfen dabei nicht entfernt werden.

Eine kommerzielle oder institutionelle Nutzung oder Veröffentlichung dieser Inhalte ist ohne vorheriges schriftliches Einverständnis des Studienzentrums August Hermann Francke der Franckeschen Stiftungen nicht gestattet, das ggf. auf weitere Institutionen als Rechteinhaber verweist. Für die Veröffentlichung der Digitalisate können gemäß der Gebührenordnung der Franckeschen Stiftungen Entgelte erhoben werden.

Zur Erteilung einer Veröffentlichungsgenehmigung wenden Sie sich bitte an die Leiterin des Studienzentrums, Frau Dr. Britta Klosterberg, Franckeplatz 1, Haus 22-24, 06110 Halle (studienzentrum@francke-halle.de)

Terms of use

All digital documents of the Francke-Portal are protected by copyright. They may be downloaded and printed only for non-commercial educational, research and private purposes. Attached provenance marks may not be removed.

Commercial or institutional use or publication of these digital documents in printed or digital form is not allowed without obtaining prior written permission by the Study Center August Hermann Francke of the Francke Foundations which can refer to other institutions as right holders. If digital documents are published, the Study Center is entitled to charge a fee in accordance with the scale of charges of the Francke Foundations.

For reproduction requests and permissions, please contact the head of the Study Center, Frau Dr. Britta Klosterberg, Franckeplatz 1, Haus 22-24, 06110 Halle (studienzentrum@francke-halle.de)

August Hermann Francke und die Bibel.

Von Geh. Studienrat Dr. August Rebe,
Direktor der Franckeschen Stiftungen.

„Der historische Anfang der Reformation und ihr bleibender Grund ist die Bibel“¹⁾, so urteilt ein Kirchenhistoriker unserer Tage. In dieser hohen Wertung der Bibel standen die Vertreter des Pietismus fest auf dem Boden der alten lutherischen Überlieferung, und gerade weil dieses kostbare Erbe der Vergangenheit oft vernachlässigt, ja verachtet wurde, war es ein Hauptbestreben der neuen, auf eine Verinnerlichung der Lehre und des Lebens eingestellten Geistesrichtung, den hier und da verschütteten und vernachlässigten Schatz zu heben, alles Licht sich selbst von der Bibel her leuchten zu lassen und ihre Kenntnis und ihr Verständnis in die weitesten Kreise zu verbreiten.

„Daß man dahin bedacht wäre, das Wort Gottes reichlicher unter uns zu bringen“, ist bezeichnenderweise der erste Vorschlag, den Philipp Jakob Spener in seinen *Pia desideria* 1675 zu „gottgesegneter Besserung der wahren evangelischen Kirche“ macht; „denn je reichlicher das Wort Gottes unter uns wohnen wird, je mehr werden wir Glaubens und dessen Früchte zunehmen“. Und als fast zwanzig Jahre später die Universität in Halle eröffnet wurde, deren theologische Fakultät jahrzehntelang die Trägerin und Pflegerin des Geistes des Pietismus sein sollte, da verkündete Joachim Justus Breithaupt in einer Rede²⁾: man wolle das von Luther begonnene Reformationswerk fortsetzen und die abermals in den Formen einer toten Rechtgläubigkeit erstarrte Kirche zu der lebendigen Quelle des göttlichen Wortes zurückführen. Neben dem Wissen solle das Gewissen der Zuhörer zu einer gründlichen Erbauung angeleitet werden, um durch Unterweisung im biblischen Christentum den Gemeinden fromme und eifrige Prediger des Evangeliums zu erziehen. Gerade so wie sie hat ihr jüngerer Freund August Hermann Francke, der selbst von der Bibel aus eine gewaltige Umgestaltung seines ganzen

Lebens erfahren hatte, sich unablässig bemüht, daß die Bibel auch möglichst vielen anderen ein tägliches „Hand- und Herzensbuch“, ein „edles Kleinod“, ja eine unverfälgliche „Quelle“¹⁾ der Erneuerung werde.

„Zurück zu den Quellen!“ das war, als in der Zeiten Bruch die Neuzeit begann, das Zauberwort gewesen, mit dem sich zukunftsfröh die Humanisten einen Weg zur Erneuerung der weltlichen Wissenschaften bahnten. „Ad fontes!“ war auch der Jubelruf, mit dem der jugendliche Melancthon seine reich gesegnete Lehrtätigkeit in Wittenberg begann. Aber sein tiefes Gemüt hatte darin zugleich das beste Mittel zu einer innigeren Erfassung Christi und des Christentums erkannt. Darum fand das Wort weithin Wiederhall; und wenn Luther nun erst recht mit unermüdlichem Eifer daran arbeitete, das teure Bibelbuch seinem Volke aus den Quellen zu verdolmetschen, damit ein reicher Strom geistiger Kräfte und frischen Glaubenslebens sich über die dürren Fluren von neuem ergieße, so war das nur die natürliche Auswirkung jenes Zauberwortes. Zugleich sollte das so wieder erschlossene Urbild schlichter, wahrer Frömmigkeit aus alter Zeit ein hohes Vorbild für die Gegenwart bilden; darum mußte die Bibel ein rechtes, echtes Volksbuch werden und jung und alt in Schule und Kirche zu ihrem Verständnis geführt werden. Aber die Wirklichkeit war weit hinter dem Ideal zurückgeblieben. Schon äußerlich betrachtet, war die allgemeine Verbreitung der Bibel durch den hohen Preis gehemmt und durch die Nöte des Dreißigjährigen Krieges und der Folgezeit geradezu unmöglich gemacht worden; und gleichzeitig hatte die innere Einstellung der Theologie den Blick von der schlichten Bibel lehre auf spitzfindige Lehrstreitigkeiten abgelenkt.

Was Wunder, wenn die Bibel den ihr gebührenden Platz in Haus, Schule und Kirche mehr und mehr verloren hatte! Beweglich sind die Klagen, die Francke 1695 in seinem Timotheus und in seinen *Observationes biblicae* anstimmt. Als „ein gewisses Kennzeichen“ dafür, „daß das Christentum in unserer so genannten Lutherischen Kirche gar sehr und schrecklich verfallen sey“, sieht er es an, „daß zwar jedermann, laut unser Evangelischen Lehre, recht und Freyheit hat, solche teutsche Bibel zu gebrauchen, aber nun leyder! nicht allein die Angelehrte und so genannte Layen, sondern auch viele Gelehrte und Lehrer selbst dieselbige mehr als zu wenig

lesen und betrachten" ¹⁾. Sogar manchem Studiosus fehlt nicht bloß die gründliche Kenntniss des Urtextes; sondern auch der Brauch „ein bequemes Exemplar der teutschen Bibel, oder zum wenigsten des Neuen Testaments zum täglichen Gebrauch bey sich zu führen, ist wohl gar verhaßt, und wird bey manchen als Pietistisches gehalten, welches ihm Ursach genug ist solches zu unterlassen" ²⁾. Ja, als man in jenen Tagen beginnt, besonders das Neue Testament kräftig zu verbreiten, regt sich mancherorts der Widerstand: Hier schließt man daraus auf eine Verwerfung des Alten Testaments, dort warnt man „wol gar das Volk dafür, unter dem Fürwand, was ihnen nicht befohlen wäre, da sollten sie ihren Fürwitz lassen" ³⁾, und wieder an anderen Stellen nehmen Unverständige das Neue Testament ändern weg und zerreißen es; ja ein Geistlicher bringt es fertig, einen anderen, „als er in seiner Gegenwart das Neue Testament aus der Tasche gezogen, Gotteslästerlich anzufahren: Ey! hat er auch das Teuffels Buch!" ⁴⁾ Bekanntlich benutzte schon 1689 der Leipziger Professor J. B. Carpzow die Leichenrede auf einen jungen Studenten aus Franckes Kreis zu dem unberechtigten Vorwurf, man rede jetzt den Studenten ein, „sie sollten allein die Bibel und sonst keine autores mehr lesen", und glaubte das neue Bibeld Christentum durch einen biblischen Hinweis auf Paulus besonders nachdrücklich zu treffen, der nicht nur Mose und die Propheten, sondern auch den Aratus, Menandrus, Epimenides und andere autores gelesen und sie auch in seinen Schriften und Predigten wohl zu gebrauchen gewußt habe. Und gleich nach Franckes Ankunft in Halle hielt der Superintendent Olearius eine geharnischte Predigt wider arme socios und Fantasten, die nicht arbeiteten, sondern immer in der Bibel läsen.

Unbeirrt durch all solche Erfahrungen, wünschte Francke in diesem Stücke „von Herzen gerne eine neue durchgängige und nachdrückliche Reformation, beydes in Schulen und auch auff Universtitäten, die keines weges der Reformation Lutheri zuwider, sondern vielmehr eine continuation (Fortsetzung) der Reformation, und dem Zweck und Sinn Lutheri ganz und gar gemäß wäre, daß nemlich Gottes Wort das Hauptwerk würde, und man dasselbe nicht mehr als ein bloßes Neben-Werk tractirte" ⁵⁾.

Wann bei ihm selbst die Bibel das Hauptwerk geworden ist, hat er in der bekannten Schilderung seiner Bekehrung berichtet. Bis

Anno 1687 kann er sich nicht erinnern, daß er eine recht ernste und gründliche Besserung vorgenommen hätte; vielmehr glaubt er wohl vierundzwanzig Jahre nicht viel besser gewesen zu sein als ein unfruchtbarer Baum, der zwar viel Laub, aber mehrenteils faule Früchte getragen. Ungefähr sieben Jahre hatte er wohl Theologiam studiert und „die Schrift durch- und wieder durchgelesen“, „aber weil dieses Alles nur in der Vernunft und ins Gedächtnis von ihm gefasset und das Wort Gottes nicht bei ihm ins Leben verwandelt war, . . . so mußte er nun gleichsam aufs Neue den Anfang machen, ein Christ zu werden“. Doch schon am Ende seines ersten Leipziger Aufenthalts hat er die Empfindung, daß Gott „die Klöcher und Pflöcke aus dem Wege gehoben“ habe; und als er vollends nach Michaelis in Lüneburg anlangt, scheinen ihm „die äußerlichen Hindernisse vom lieben Gott gleichsam auf einmal weggenommen“, und die Versenkung in und der heiße Kampf um ein Bibelwort läßt ihn den Durchbruch der Gnade erleben. Für seine Stellung zur ganzen Bibel gilt nun sein schicksalsschwerer Predigttext von damals: „Dieses ist geschrieben, daß ihr glaubet, Jesus sei der Christ, und daß ihr durch den Glauben das Leben habt in seinem Namen“; und es ist kein Zufall, daß er 1701 der Schrift über das Wort Gottes, die er selbst am höchsten schätzte, den Titel gab: „Christus der Kern der Heiligen Schrift“ und den vielleicht noch bezeichnenderen Untertitel: „Anweisung, wie man Christum als Kern der ganzen Heiligen Schrift recht suchen, finden, schmecken und damit seine Seele nähren, sättigen und zum ewigen Leben erhalten solle.“

Freilich wer der Entwicklung Grades nachgeht und sich in sie einzufühlen versucht, wird eine frühere starke Einwirkung der Bibel auf ihn und ihren bestimmenden Einfluß auf sein Leben und seine Studien nicht verkennen; berichtet er doch selbst¹⁾: „Gott hat mir Liebe zum Worte Gottes und insonderheit zum h. Predigtamt von Kindesbeinen an ins Herz gesenket.“ Dem ihm allzufrüh ent-rissenen Vater und der treusorgenden Mutter war es eine aus-gemachte Sache, ihn „dem studio theologico zu widmen“, und seiner Schwester Anna, die heitersten Frohsinn mit inniger Ge-mütsstiefe verband, verdankte er nicht nur „ein gar schönes Exempel“ von ungeheuchelter Furcht Gottes, Glauben, Liebe, Demut, Lust und Liebe zum Worte Gottes und Verlangen nach dem ewigen

Leben, sondern auch die Anführung „zur Lesung heiliger Schrift, Johann Urnds wahren Christentums und anderer guten Bücher“.

In Gotha hatte die etwas planlose Vorbereitung durch Privatunterricht und der Besuch der Selecta des Gymnasiums ihm wenigstens Interesse für die Sprachen und die Kenntniss des Griechischen vermittelt. Als er sechzehnjährig die Universität Erfurt bezog, deren Ruhmesglanz allerdings verblaßt war, war er eifrig bemüht, die zweite Grundsprache der Bibel, das Hebräische, sich anzueignen. Die Studienzeit in K*e*l (1679—1682) ließ ihm neben vielseitigen theologischen und philosophischen Studien doch noch Zeit, sich auch in den Sprachen zu vervollkommen; und bezeichnend für Frände, den man mit Recht nicht nur einen Sprachenfreund, sondern auch ein Sprachgenie genannt hat, ist es, daß er 1682, bevor er wieder nach Gotha zurückkehrte, zwei Monate in H*a*m*b*u*r*g zubrachte, um bei dem berühmten Gelehrten E*s*ra E*d*zardi sich gründlich im Hebräischen auszubilden. Von der „gemeinen“ Methode, „da man erst sich mit der Grammatica und dem Analysiren sehr lange aufhält, ehe man die Bibel selbst durchzulesen sich getrauet“¹⁾, wich dessen Art völlig ab; denn er ging von der hebräischen Bibel selbst aus und suchte durch ihr immer erneutes Lesen (lege, relege, repele!) in das Hebräische einzuführen. Mit Begeisterung für dieses leichte und der Fassungskraft des einzelnen angepasste Verfahren²⁾ erfüllt, benutzte Frände die nun folgenden anderthalb Jahre in seiner thüringischen Heimat G*o*t*h*a, um die „Biblia hebraea wohl sechsmal“³⁾ zu absolvieren, ohne dabei das griechische Neue Testament zu vernachlässigen. Ja gerade seine hebräischen Kenntnisse wurden der Anlaß, daß er 1684 mit einem jungen Theologen Wichmannshausen, der später in Wittenberg Professor wurde, die Universität L*e*i

*z*i*g* bezog, um diesen im Hebräischen zu unterrichten und seine eigenen Studien abzuschließen. Das letztere geschah im folgenden Jahr, wo er sich mit einer Disputation über die hebräische Grammatik habilitierte.

Der junge Magister begnügte sich nicht damit, Kollegs zu lesen und den Privatunterricht fortzusetzen, sondern er verstand es, auch andere gleichstrebende Freunde zur besseren Excolierung der beiden Fundamentalsprachen zusammenzuschließen. So entstand im Juli 1686 das Collegium philobiblicum, dessen Mitglieder zunächst jeden Sonntag zwei Stunden zusammenkamen, um ihre sprachliche

und theologische Ausbildung zu fördern. Von Erbauung war anfangs nicht die Rede; aber in den gegen Ende des Jahres entworfenen Satzungen heißt es bereits, daß die heiligen Quellen der Bibel gelesen, erklärt und angewandt werden sollten, „zur Ehre des dreieinigen Gottes, zum Wachstum des neuen Menschen, einer frommen Bildung und zu einer Gott wohlgefälligen Unterhaltung“. Spener wirkte durch Briefe von Dresden her und durch einen gelegentlichen Besuch einer Versammlung in diesem Sinne ein; der Eifer der Studenten für die heilige Schrift ward so rege, daß sich noch zwei andere Collegia bildeten, und Francke rühmt, er sei dadurch „erst recht in das studium textuale hineingebracht“ worden: vorher sei er mehr um die Schale als um den Kern und die Sache selbst bekümmert gewesen und habe mehr auf fremde Gedanken, welche er etwa in Büchern fand, geachtet, nun aber sei er bemüht gewesen, „selbst zuzusehen, was er aus einem jeglichen Text für einen deutlichen Verstand fassen, und für Lehren, Ermahnungen und Trost schöpfen“¹⁾ könnte.

Eine weitere Ausdehnung seines Studiums ermöglichte ihm die Schabbelstiftung in seiner Geburtsstadt Lübeck, die sein mütterlicher Oheim Dr. Anton Hinrich Glogin verwaltete. Ein reiches Stipendium bezog er seit Beginn seiner Kieler Studienzeit, und es ist ihm bis zum Antritt seines Erfurter Pfarramts verblieben. Alles sollte nach den Satzungen²⁾ „zu diesem scopo (Ziel) gerichtet sein“, daß die Empfänger „mit Göttlicher verleyhung einmal in Theologia excelliren“ und „vornemblich in Academiis zu dociren tauchlich und geschicket sein werden“. Den Grad des Doktors der Theologie sollten sie spätestens im 30. Lebensjahr „mit ruhm erlangen“. Nicht an alle Bestimmungen der Stiftung hat sich Francke gehalten; aber einer ist er seit seiner Leipziger Zeit unverbrüchlich treu geblieben; sie lautet, „daß auch keiner deme Gott vermittelst dieses stipendio zu ansehnlichen profectibus (Fortschritten) verholffen, nachmals sein Talentum vergrabe“. Ja, ihm liegt ein solcher Gedanke fortan völlig fern; aus allem, was er tut und spricht, glaubt man die Worte herauszuhören:

„Für andre wächst in mir das edle Gut,
Ich kann und will das Pfund nicht mehr vergraben!
Warum suchst' ich den Weg so sehnsuchtsvoll,
Wenn ich ihn nicht den Brüdern zeigen soll!“

In Lüneburg, wo er unter Leitung des gelehrten Superintendenten Sandhagen im Winter 1687/88 exegetische Studien, sonderlich in den Propheten und Evangelien, treibt, hält er ein Collegium philobiblicum mit einigen Studenten; nicht anders in Hamburg, wo er seit der Fastenzeit 1688 bis zum Schluß des Jahres bei dem Pfarrer Joh. Winkler, einem Mann der Spener'schen Richtung, weiter biblischen Studien oblag.

Ein längeres lateinisches Schreiben vom 27. April 1688¹⁾, das er von dort an seinen Lübecker Onkel Glorin, den Verwalter des Familienspendiums, statt der fälligen und tatsächlich auch begonnenen Erklärung des Philipperbriefs einsandte, ist ein Zeugnis von dem Ernst, der Selbständigkeit und der Gründlichkeit, mit der er jetzt wissenschaftliche Fragen der Bibelklärung ansaßt, und von dem praktischen Blick und dem feinen Verständnis für die Bedürfnisse des kirchlichen Lebens. Die beiden Angelpunkte, um die sich diese bisher unveröffentlichte, in fließendem Latein gegebene Erörterung dreht, sind ja: gewisse Voraussetzungen zu einer wirklichen Erfassung des biblischen Urtextes und zu einer allgemein verständlichen, vollstümlichen Bibelübersetzung.

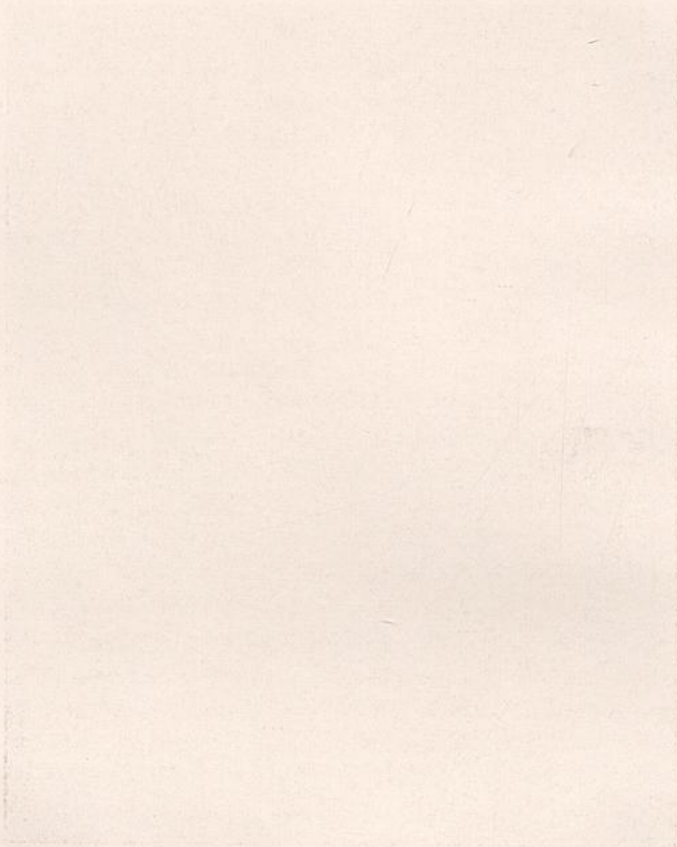
Er hat seine geplante Arbeit über den Philipperbrief abgebrochen, — so entwickelt er — weil ein rechtes Verständnis des Bibeltextes ohne genaue Kenntnis der griechischen Prosaliteratur unmöglich ist. Die bei dem Studium so viel gebrauchten Krücken der Übersetzungen, Lexika und Konkordanzen sind völlig unzulänglich. Es ist eine verkehrte Gepflogenheit, zwar grundsätzlich den Urtext der Übersetzung vorzuziehen, aber die Bedeutung der griechischen Ausdrücke dann doch aus den scheinbar verachteten Übersetzungen zu schöpfen. Gerade bei dem großen Reichtum der griechischen Sprache bildet aber auch eine engherzige Beschränkung auf die neutestamentliche Gräzität eine Gefahr, da sie zur Leichtgläubigkeit gegenüber den Lexikographen verführt, die doch gelegentlich, wie selbst Pastor, dogmatisch befangen sind. Und auch die Bibelkonkordanzen, die allerdings für die Erklärung unentbehrliche Hilfsmittel sind, können zu einer sicheren Textfassung nicht führen. „Die sorgfältige Lektüre mannigfaltiger Profanschriftsteller ist die beste Konkordanz, ja die einzige, die uns Sicherheit über die Eigenart der Sprache geben kann!“ Darum hat er das ernsthafte Stu-

dium des Griechischen nicht länger verschoben, zumal seine eifrige Beschäftigung mit Bibelerklärung und sein eifriges Lesen des Urtextes ihm die richtige Einstellung dafür gegeben hatten, was bei den griechischen Profanschriftstellern genauer beobachtet zu werden verdient. Bisher hat er Herodian und Diogenes Laertius gründlich gelesen; nun gedenkt er zu einigen Rednern und Dichtern überzugehen, „bis er auf Grund scharfer Beobachtung der Eigenart der griechischen Sprache nicht fremden, sondern den eigenen Augen und Ohren trauen kann“. Der Wert dieser Arbeit für seine Bibelstudien ist ihm schon jetzt deutlich, und bei dem allen schwebt ihm ja immer das Hauptziel seiner Studien vor Augen. — Zudem wird eine sichere Erfassung der griechischen Texte auch durch die Unsicherheit über das Alter der Akzente und Interpunktionszeichen erschwert; die deutschen Theologen sehen sie zumeist als dem ursprünglichen Text gleichaltrig an, während er sie als spätere Zutaten auffaßt, die den eigentlichen Sinn gelegentlich sogar verdunkeln. Klärung dieser Streitfrage erwartet er von bereits erschienenen, aber ihm noch nicht zugänglichen holländischen Forschungen.

Die gerade in den ersten Versen des Philipperbriefs in der Lutherbibel beibehaltenen Ausdrücke „Bischöfe“, „Evangelium“ führen ihn zu anderen wie „Engel“, „Halleluja“, „Amen“, „Kyrie eleison“, „Zebaoth“ und lassen die allgemeine Frage auftauchen, warum vielfach solche griechischen und hebräischen Worte teils ganz unverändert, teils nur leise der Muttersprache angeglichen in der deutschen Übersetzung stehen geblieben sind, während sie doch dem gemeinen Mann völlig unverständlich oder mißverständlich seien, und während z. B. „Amen“ in der französischen Übersetzung mit „Ainsi soit-il!“ wiedergegeben werde. Er sieht darin nur „Reste des papistischen Sauerteigs, die vorsichtig, maßvoll und allmählich beseitigt werden sollten und ohne Gefahr auch beseitigt werden könnten“. „Luther hielt es für geratener, sie beizubehalten, damit nicht bei den Schwachen der Glaube entstehe, durch die Übersetzung des Wortes werde auch die Sache verändert, und so Anstoß erregt werde, damit nicht sein Augenmerk vielmehr auf solche und ähnliche Worte als auf die Sache gerichtet erscheine, schließlich damit er nicht gerade durch die Neuheit der Worte die schon von Haß gegen den römischen Kultus entbrannten Herzen töricht von der Betrachtung der Dinge selbst ablenke.“ Ein Vorwurf trifft ihn durch-



August Hermann Francke
in den ersten Jahren seiner Wirksamkeit in Halle



aus nicht; er hatte Wichtigeres zu tun, als sich um solche Äußerlichkeiten zu kümmern und konnte die Sorge hierfür getrost dem vorsichtigen Eifer der Späteren überlassen. Aber grundsätzlich „sind in einer guten Übersetzung Fremdwörter nicht zu dulden. Das ergibt sich ohne weiteres aus der Sache selbst und aus der Absicht des Übersetzers; denn die ist: verstanden zu werden. Wer aber ein Fremdwort nicht erklärt, will nicht verstanden werden; vielmehr weist er den Leser an einen anderen Dolmetsch, der ihm den Sinn des Wortes deuten muß, bevor er zum Verständnis des Ganzen durchdringen kann.“ — „Sicherlich ist es unvernünftig, da, wo es so schwierig ist, die dringend notwendige Sache selbst den Menschen einzuprägen, Fremdwörter zu gebrauchen, zu deren Erklärung entweder die Geistlichen viel Zeit zu verwenden gezwungen werden, oder bei deren Nichterklärung viel fruchtloses Gerede entsteht.“ Der natürliche Mensch bleibt sowieso nur zu gern an der äußeren Rinde haften; darauf aber kommt es an, ihn zum inneren Verständnis der göttlichen Liebe zu führen, damit er um so glücklicher zu wahrer, rechter Frömmigkeit gelangt. Furcht vor Anstoß ist nicht am Platze. Selbst an ganz bekannten Stellen wie Gal. 4, 14 schlägt er deshalb statt „Engel Gottes“ „Boten Gottes“ oder Röm. 1, 16 statt „ich schäme mich des Evangelii von Christo nicht“ „der guten Botschaft“ vor und für „Halleluja“ und „Kyrieleison“ „Lobet den Herrn“ und „Herr erbarme dich“. Er will ja lieber dem Arzt gleichen, der besorgt die Kraft der Krankheit erforscht und scharfe, heilkräftige Mittel anwendet, als denen, die am Bett des Kranken sitzen und nur bitter klagen.

Wer die Theologie und das kirchliche Leben jener Zeit kennt, wird ermessen, daß die hier entwickelten Gedanken doch nicht so alltäglich sind, wie sie vielleicht zunächst erscheinen. In einer Zeit, wo das theologische Studium sich meist noch auf Dogmatik, Polemik und Homiletik beschränkte und die Erklärung der Bibel sehr zurücktrat, obwohl sie allein ein sicheres Fundament bieten konnte, war seine entschiedene Betonung eines gründlichen Bibelstudiums hochbedeutungsvoll, und seine besonderen Richtlinien dafür erscheinen neu und zukunftsweisend. Und die Lutherbibel, die freilich von den Druckern ziemlich willkürlich behandelt zu werden pflegte, galt den Theologen auch in ihrer Sprachform meist als ein *Noli me tangere*. Wenn Franke nach seiner Art diese Gedanken kühn und unbeküm-

mert um das Urteil der Welt und um Widerstände durchführte, so waren scharfe Auseinandersetzungen fast unvermeidlich.

Zunächst kam es, wie es scheint, durch einen „Gewissensstrudel über etliche Conditionen bei Genießung des Stipendiums zu einem Disput“ mit den Kuratoren der Schabbelstiftung, an den er sich noch fast ein Menschenalter später genau erinnert. Die Lade der Stiftung birgt noch jezt zwei Schriftstücke, die sich nach meiner Meinung gerade auf diese Auseinandersetzungen beziehen und für Frandes Stellung zur Bibel in jener Epoche von hohem Werte sind. In Lübeck waren offenbar bedenkliche Äußerungen bekannt geworden, die er gegen andere „von Systemalibus Theologicis, Regulis Hermeneuticis und studio biblico“ getan haben sollte, und noch bedenklichere über seine Stellung zu den Bekenntnisschriften. Man hatte bei einem Aufenthalt in Lübeck seine „Meinung und Erklärung“ verlangt; über den ersten Punkt hatte er seine Meinung „bereits gegenwärtig zu papier gebracht“¹⁾, zu dem andern schickt er, nachdem er — wie es ausdrücklich heißt — „mit Herrn D. Spenern darüber conferiret“, also jedenfalls erst von Leipzig²⁾ aus seine Erklärung.

Seine Lübecker Niederschrift³⁾ klagt besonders über „die geringe und schlechte Erkenntnis der heiligen Schrift“ und spricht seine Zweifel gegen den herrschenden und auch in der Stiftung vorausgesetzten Studiengang aus, sich mit systematischer Theologie, Streitschriften und Kommentaren abzugeben, ehe und bevor man die Schrift, und zwar die hebräischen und griechischen Quellen also traktieret, daß man daraus eine rechte Fülle des Glaubens gefasset habe. Er hat also, so heißt es am Schluß, eine Zeitlang die Lesung solcher Bücher ganz eingestellt und sich nur allein an die Schrift gehalten, und er kann sie mit gutem Gewissen nicht wieder zur Hand nehmen, ehe er Scripturam S. also tractieret, daß er nach derselben die anderen alle sicher prüfen könne.

Die später eingesandte „Leipziger Erklärung“⁴⁾ setzt sich mit seinen angeblichen Äußerungen über die Verpflichtung auf die Bekenntnisschriften auseinander. Er sollte gesagt haben: „1. Ich habe mich an unsere libros Symbolicos nie verbunden, 2. wolle mich auch mein Lebetage daran nicht verbinden, denn 3. würde dadurch der Geist gebunden.“ Nach seiner Erinnerung hat er bei einer Mahlzeit lediglich die Frage besprochen, ob man

mit gutem Gewissen auf die symbolischen Bücher schwören könne; und sein „vornehmstes absehen“ ist dabei gewesen „auff die heut zu tage vor augen liegende große ignorance im studio biblico, dabey es denn unmöglich anders seyn kan als daß der meiste Hauffe aus großer temeritæ (Unüberlegtheit) auf die libros Symbolicos schweret“. Die Bibel hat für ihn den unbedingten Vorrang; darum läßt er seine Ausführungen in dem kühnen Worte gipfeln: „im übrigen werde mich nie verbunden achten, wenn ich einen andern und Klärern Verstand in der Schrift erkenne, als der einmal in libris symbolicis angeführet, solchen nicht zu ergreifen.“ Gott ist sein Zeuge, daß er „in keinem Stück eine Meynung wegen ihrer neulichkeit beliebe“; in täglicher Verleugnung bereite er sich, das ihm von Gott auferlegte Crüz aufzunehmen, nicht aber sei er bedacht sich „ein eigenes Crüz durch ungewiße Meinungen zu schnitzen“. — Ist es nicht, als entschleierte sich ihm in diesem Augenblick das Kommende?

In der Tat kommt ja nun die Zeit, wo es ihm vergönnt ist, für die Bibel nicht nur zu streiten, sondern auch zu leiden. „Pietate totus ardens“ (ganz brennend von Frömmigkeit) nimmt er nach zweimonatlichem Aufenthalt bei Spener in Dresden um die Fastenzeit 1689 seine Lehrtätigkeit wieder auf: seine exegetischen, lateinisch gehaltenen Vorlesungen über paulinische Briefe finden ungemeinen Zulauf und Beifall, in dem Collegium philobiblicum erwacht wieder reger Eifer, die neu eingerichteten biblischen Übungen mit Magistern und Studenten, die in deutscher Sprache und freiem Meinungsaustausch erfolgen, müssen bald aus seiner Stube in ein größeres Auditorium verlegt werden. Der Studentenschaft bemächtigt sich eine tiefere Bewegung, zumal Frände immer einen lebendigen Glauben zu wecken bemüht ist: bald sind alle Bibeln und neuen Testamente in den Buchläden ausverkauft; mit Tränen in den Augen berichtet ihm ein Vater, sein Sohn fange nun an nicht allein sich, sondern auch das ganze Haus mit zu bekehren, und gelegentlich schäumt der gärende Most der Jugend über, so daß sie in ihrer Begeisterung für das neue Bibelstudium sich wenig mehr um systematische, polemische und homiletische Vorlesungen kümmert, wohl gar ein Kollegheft über Metaphysik dem Flammentode weihet. Es ist die Zeit, wo der Spottname „Pietist“ in Leipzig aufkommt, wo aber auch ein wohlmeinender Professor der Poesie dort dichtet:

„Was ist ein Pietist? Der Gottes Wort studiert
Und nach demselben auch ein heil'ges Leben führt.
Das ist ja wohl getan, ja, wohl von jedem Christen.“

Die Folge der sich nun entspinrenden Kämpfe zwischen der theologischen Fakultät und der neuen Richtung, deren Führer Frände war, ist das Verbot an Frände, weiter theologische Vorlesungen zu halten und der Antrag der Fakultät an den kursächsischen Kirchenrat in Dresden, alle Konventikel zu zerstören und Frände das Kolleghalten überhaupt zu untersagen.

Dieser geplanten Lahmlegung entging er durch seine Berufung als Diakonus an die Augustinerkirche in Erfurt, wo ihm sein einstiger Studiengenosse von Kiel, der junge Senior Breithaupt, bereits vorgearbeitet hatte. Aber auch hier sollte er, mehr noch als in Leipzig, wie es der gründlichste Erforscher dieser anderthalbjährigen Epoche¹⁾ jüngst ausgedrückt hat, einerseits eine unermessliche Liebe und Begeisterung finden, andererseits ein Martyrium, wie es die Welt — namentlich in seinem Schlußakkord — gerade bei diesem Manne immer unbegreiflich gefunden hat. Und der Grund für beides war — die Bibel.

Seine Predigt ging von der Bibel aus und führte in die Bibel ein; sie drang „mehr auf die christliche Liebe und die Werke als den Glauben und die Lehre“, wie die Gegner sagten, oder nach Frändes Ausdruck auf lebendigen Glauben. So strömten in seine Kirche nicht bloß die eigenen Gemeindeglieder, sondern auch Leute aus den anderen Gemeinden, aus der Umgegend, selbst aus der katholischen Bevölkerung. Seine Schülerinnen drängten ihn geradezu nach der Predigt sie über das Gehörte zu „examinieren“; und zu diesen Aussprachen kamen bald auch Eltern und Angehörige. Als treuer Seelsorger machte er — das war damals sonst nicht Brauch — Hausbesuche und folgte auch gern Einladungen auf den Abend; da ward dann eine Bibelstelle von ihm besprochen, auch anderer Gäste Meinung gehört, ein frommes Lied gesungen und schließlich zu Abend gegessen. Seine Mahnung selbst in der Schrift zu lesen fiel auf fruchtbaren Boden; binnen Jahresfrist mußte er aus der Sternschen Druckerei in Lüneburg über 900 neue Testamente kommen lassen. Und als er nach der auch von seinen Amtsbrüdern geübten Gepflogenheit Vorlesungen zu halten begann über den Kolosserbrief und über die Art, die Bibel auszulegen, wiederholte sich das Leipziger Schauspiel: der Zulauf wuchs von Stunde zu

Stunde, und andere Hörsäle verödeten, ja selbst aus Leipzig und Jena eilten Studenten herzu, um unter seiner Leitung Bibelstudien zu treiben. Erfreut konnte Franke an Spener melden: „Es wächst die Zahl der Gläubigen gar merklich und finden sich schöne Exempel und Zeugnisse der Gnade und Kraft Gottes“¹⁾. Und wider ihren Willen müssen seine Gegner in ihren Schmähschriften für ihn zeugen, wenn sie berichten, es hätten sich viele Leute an ihn gehängt, besonders aus dem geringen Haufen, und diese trachteten nach tätigem Christentum, — oder wenn sie in einer genauen „Liste oder Rolle etlicher neuen Prophetenkinder und Pietistenschüler“²⁾ 34 treue Anhänger Frankes aus der Studentenschaft an den Pranger stellen.

Ihr Kampf gegen Franke ist zugleich letzten Endes ein Kampf gegen die Bibel, mögen sie bemängeln, er habe in seinen Predigten anstatt „des ihm zukommenden Katechismus erst eine geraume Zeit nur allerhand Sprüche und dann die Sonntags-*Episteln* zu erklären ihm bis hieher vorgenommen“³⁾, oder mögen sie die Predigt- und Bibelbesprechungen als geheime „*Conventicula* und *Hauskirchen*“⁴⁾ brandmarken, oder mögen sie alle seine Neuerungen als Vergiftung oder gar als satanische Verückung ansehen, vor allem die, daß nun manche „Tag und Nacht zusammengelaufen, einander selbst nach ihrem Wahn gewisse loca der Hl. Schrift ausgeleget und also sich von andern Augsburgerischen Confessions-Verwandten gesondert“, oder mögen sie schließlich voll Argwohn und Arglist die vielen verdächtigen Pakete öffnen, die er empfängt, und in denen sie doch nur Arnds wahres Christentum finden und — die Bibel.

Aber in ihrer Verblendung und Erbitterung begnügen sich die Feinde nicht mit dem schnell erreichten Verbot aller „Privat-Informationen“, worunter sie auch seine Predigtwiederholungen nach gehaltenem Gottesdienst verstehen, sondern sie beantragen auch beim Rat, „daß dem Mg. Franke das Abhalten jeglicher Vorlesung verboten, den Studiosis aber, die bei ihm hörten, die Zulassung zu einem Predigtamt versagt werde“⁵⁾, — und wenden sich schließlich an des Mainzer Erzbischofs Churfürstliche Gnaden, um seine Entfernung zu erreichen. Das Schreiben, in dem die geschichtskundigen (!) Verfasser an „Arius mit seiner verdamnten Lehre“ und an Knippertödling vergleichsweise erinnerten, der „ein Spießgesell des Thomas Münsters (sic!) im aufrührerischen Bauernkriege“ gewesen sei, verfehlte seine Wirkung auf den katholischen Landesherren

nicht; und alsbald konnte der Rat dem Mann, den manche schon bei seinem Amtsantritt in Erfurt mit dem Namen eines „gravieren Subjecti“ belegt hatten, wegen Verführung zu Aufruhr und Ungehorsam die gemessene Weisung geben, „bei Vermeidung unausbleiblichen Schimpfes binnen 2 Tagen von dato an sich von hier hinweg und anderswohin“ zu begeben.

Er mußte der Gewalt weichen; aber er bewahrte sich dabei „ein freudiges, frisches und getrostes Herz“, ja er hielt es für das Beste, so ihm von der Liebe seines Heilandes in seinem Leben widerfahren sei, „insoweit man das Kreuz für der Christen ihren besten Schmuck rechnet“¹⁾. „Das Beste“ war es wirklich; denn schon drei Wochen später erhielt er in Gotha, wohin er sich zunächst begeben hatte, durch Spener aus Berlin die Mitteilung, daß er zum Pfarrer zu Glaucha und zugleich für die Professur der Hebräischen Sprache an der zu gründenden Universität zu Halle in Aussicht genommen sei. Im Januar 1692 traf er hier ein — „ein fertiger Charakter“²⁾, ein wissensreicher und willensreifer Mann, — und gerade hier sollte sich für mehr als dreieinhalb Jahrzehnte reichste Gelegenheit zur Vertiefung, Entwicklung und Erweiterung seiner Studien und ein unerwartet weites Feld zu praktischer Betätigung auf allen Gebieten seiner Interessen, vor allem auch für die Bibel, eröffnen. Theorie und Praxis sind bei ihm seitdem aufs engste verbunden geblieben, haben sich gegenseitig aufs innigste durchdrungen und gegenseitig befruchtet. Das läßt sich im einzelnen ebensowenig erschöpfend darstellen, wie es sich scharf gegeneinander abgrenzen läßt. Auch bei dem, was er für die Bibel geleistet hat, müssen wir uns mit einigen umreißen Strichen begnügen, stand sie doch recht eigentlich im beherrschenden Mittelpunkt seines Denkens und Schaffens. In und für sie hat er gelebt als Prediger und treuer Seelsorger, als pädagogischer Denker und erfolgreicher Lehrer, als wissenschaftlicher Forscher und glücklicher Organisator der Arbeit an der Bibel und für die Bibelverbreitung.

Die Grundsätze Frandes als Prediger sind gekennzeichnet durch das Schriftwort 1. Kor. 2, 2, über das er 1692 seine Antrittspredigt in Glaucha hielt: „Denn ich hielt mich nicht dafür, daß ich etwas wüßte unter euch, ohne allein Jesum Christum, den Gefreuzigten.“ Er ist ihm stets der „Kern heiliger Schrift“ gewesen, und damit meint er die ganze Bibel: im Neuen Testament ist er uns

„in Person dargestellt“, im Alten Testament „verheißen und da- selbst in Schatten und Bilderverk bedeutet“ worden. In seinem schon oben genannten Werk von 1701 zeigt er, daß und wie man Christus in der gegenseitigen Beleuchtung beider Teile der Bibel zu erkennen habe, und gibt zum Schluß eine Betrachtung über den Prolog des Johannesevangeliums unter diesem Gesichtswinkel, der auch A. Ritschl¹⁾ eine gewisse Anerkennung nicht versagt hat. Wohl muß er sich „als einen geringen Schüler und Anfänger in dieser Schule“ bekennen, in der niemand ausstudieren kann; „nur ein Tröpflein von diesem unergründlichen Meer der göttlichen Weisheit, die in Christo Jesu ist“, habe er gekostet; aber wer dabei auf „eigene Kraft, Wiß und Verstand“ verzichte, wird dem Ziele näher kommen. Darum lautet seine Mahnung an jeden: „Möchtest du so einfältig und niedrig werden und bleiben, als ein kleines und unmündiges Kindlein, das an seiner Mutter Brust hängt, so würde dir die lautere Milch des Evangelii ohne Verhinderung zufließen und vielmehr dein Herz als dein Gedächtniß erfüllen“²⁾. — So lehrte er eine andere Art der Predigt und forderte in Abkehr von aller geistreich spielenden Künstelei und aller anspruchsvollen Gelehrsamkeit eine allen verständliche Verkündigung der Heilswahrheiten, — zielend auf die rechte Herzensbekehrung und Betätigung des Glaubens. „Ein Lehrer muß die Art derjenigen Bäume haben, die zwar hoch gewachsen sind, aber doch ihre Zweige ausbreiten und herab auf die Erde hängen lassen, damit die, die unten gehen und nicht hinaufsteigen können, doch von ihrer Frucht etwas erreichen und genießen können.“

Das war wirklich eine „Rechtschaffen neue Prediger-Kunst“³⁾; — so nannte er sie selber, als er (wohl noch in Erfurt) seine Grundsätze kurz zusammenfaßte: aus der Brunnenstube der Bibel schöpfte er das lebendige Wasser zu „der Zuhörer Erbauung zu Gott im Glauben“, die er im Bericht über die Visitation der Glaubischen Gemeinde 1700 als einzigen Zweck seiner Predigten bezeichnet⁴⁾, zu ihr lockt er seine Zuhörer dringend und allen faßbar, damit sie auch selbst kommen und schöpfen. „Man enthält sich der fremden Sprachen und redet auf's Einfältigste und Deutlichste, so daß es Knechte und Mägde, ja auch die kleinen Kinder verstehen und fassen können.“ „Alles, was er sagte,“ empfand J. A. Freylinghausen bei der ersten Predigt Frandes, die er in Erfurt 1691 hörte, „als

eine neue Sprache und ganz annehmlich zu hören“¹⁾; und 26 Jahre später lauschte ihm auch ein Mann wie Bengel nicht ohne große Bewegung; auf die Massen wirkte er geradezu hinreißend durch seine Predigten. Mag man jetzt ihre Eintönigkeit und Breite, das fast gewaltsame Drängen auf Bußkampf und Wiedergeburt, die einseitige Betonung des Bittgebets vor dem Dankgebet und anderes mehr bemängeln, — daß er einfältig bei Gottes Wort bleibt und aus ihm den Sinn des Geistes schlicht und klar entwickelt, daß er auf dieser biblischen Grundlage nach Tholuds Ausdruck „herzhaft“ mit dem Volk zu reden weiß, ist doch nicht bloß neu, sondern auch wert- und wirkungsvoll. Ja, es regte die Gemeinde zu eigener Mitarbeit an; acht Wochen nach seinem Amtsantritt in Halle kann er mit dankbarem Herzen berichten, daß viele der Zuhörer „gewohnt sind, die Bibel oder wenigstens das Neue Testament mit in die Kirche zu bringen, und die Sprüche, so man allegiret, nachzuschlagen und sie zu merken“²⁾. Wie in Erfurt werden auch an der neuen Wirkungsstätte bald Neue Testamente aus Lüneburg bezogen und „in großer Menge den Armen verehret“³⁾, bis dann Bibeldruck und Bibelverbreitung in Frandes Stiftungen selbst eine vorbildliche Pflege finden.

Kenntnis und Verständnis der Bibel sucht Frande als treuer Seelsorger auch in mannigfaltigen Veranstaltungen neben dem eigentlichen Predigtgottesdienst zu vermitteln. Da gibt es Katechismus-Examina, Predigtwiederholungen wie in Erfurt, Betstunden früh und abends, die sogenannten „Singestunden“ zweimal wöchentlich, ursprünglich im Pfarrhaus für die Schülerinnen des Gynäzeums eingerichtet, dann in den großen Versammlungsaal des Waisenhauses verlegt und zur Auslegung biblischer Bücher benutzt, und schließlich die Bürger-Kollegien, in denen je zehn bis dreizehn Männer dreimal in der Woche zusammenkommen und Abschnitte der Schrift in freier Aussprache behandeln; „ein jeglicher sagt, was er zu seiner Erbauung daraus gemerkt, und zwar ungezwungen, einfältig und doch in guter Ordnung“. Und alles zielt bei diesen Einrichtungen darauf, jung und alt die Bibel nahezu bringen und aus ihr durch eindringliche Auslegung und praktische Anwendung (Applikation) Anregungen fürs Leben zu gewinnen. — Auch die Studenten werden nicht vergessen: gleich nach seiner Ankunft in Halle wurde er seinem Freund Breithaupt, der kurz

zuvor dorthin berufen worden war, ein treuer Helfer im exercitium sabbaticum, in dem Sonntags um 4 Uhr ein Bibelabschnitt erbaulich ausgelegt wurde; und später hatte er seit 1693 in seinen paränetischen Lektionen, während deren alle theologischen Vorlesungen ruhten, reichlich Gelegenheit, den zuströmenden Scharen „an die Seele zu dringen“, etwas von seinem „enthusiastischen Bibeltakt“ (R. Burdach) auf sie zu übertragen und zum mindesten den Theologen angelegentlich ans Herz zu legen, alljährlich zweimal das Neue und einmal das Alte Testament in der Grundsprache zu lesen. Der Erfolg blieb nicht aus, wenigstens konnte Frände am Anfang wie am Schluß seiner Hallischen Wirksamkeit mit Freude und Dank davon berichten¹⁾. Damals schreibt er an Spener: „Sonst sind auch insgemein die studiosi sehr fein unter einander aufgemuntert und in herzlicher Liebe verbunden, und reizen einander sehr zum Wachstum, sowohl der Erkenntnis als der Beweisung“, und trotz mancher bitteren Enttäuschung gedenkt der gereifte Mann später der hoffnungsreichen Anfangszeit mit den Worten: „Landsleute und Tischgesellschaften vereinigten sich oft, eine gewisse Stunde anzusehen, wo sie zusammen beteten, oder nützliche Betrachtungen anstellten, oder die Bibel zu ihrer Erbauung mit einander lasen; denn das Studium der heiligen Schrift trieben sie mit großem Eifer.“

Wohin sein seelsorgerisches Wort nicht dringen konnte, da suchte er durch erbauliche Schriften einzuwirken. Im zweiten Band seines Werkes „Öffentliches Zeugnis vom Werk, Wort und Dienst Gottes“ 1702 sind die wichtigsten zusammengestellt; der „einfältige Unterricht, wie man die h. Schrift zu seiner wahren Erbauung lesen solle“, steht dort an erster Stelle; er ist später in Millionen von Bibeln durch die von Cansteinsche Bibelanstalt weithin verbreitet worden. Wie aber der stattliche Quartband des öffentlichen Zeugnisses bei seinem Erscheinen wirkte, bezeugt der Graubündner Pfarrer Andreas Gilardon²⁾ durch Wort und Tat: er schreibt: „Was ich hieraus für Nutzen geschöpft, kann dich Papier nicht entwerfen, bald war ich betrübt, bald erfreut, aber allezeit erbaut“, und er richtet alsbald trotz des drohenden Ärgernisses Bibelstunden nach Hallischem Vorbild ein. Und die zahlreichen Schüler, die in Halle zu seinen Füßen gesessen hatten, trugen Frändes Bibelbegeisterung in ihre Gemeinden, weit über die Grenzen Deutschlands hinaus.

Durch diese Schüler gewannen auch die Ideen, die er als pädagogischer Denker entwickelte, eine weitreichende und tiefe Einwirkung, waren doch viele und gerade die tüchtigsten der jungen Hallischen Theologen zugleich seine Mitarbeiter an den verschiedenartigen Schulen seiner Stiftungen und mußten etwas von seinem Geist verspüren, ja in sich aufnehmen. Man hat diesen Geist eng¹⁾ genannt. Gewiß, von dem in lebensfreudigem Optimismus wurzelnden Humanismus und Luthers freier, weltweiter Auffassung weicht er ab. Für diese ist die Schule zunächst eine weltliche Angelegenheit, Sache des Staates und der Städte; der Pietismus will der Kirche ein ausschließliches Sonderrecht auf die Kinderherzen und die Kindererziehung wahren. Diese wollen die jungen Christen zu guten Menschen, tüchtigen Bürgern und treuen Verwaltern ihres weltlichen Berufs machen; die Pietisten möchten die jungen Welt- und Sünderchristen, so hat man scharf pointiert es ausgedrückt, zu Erweckten und Befeierten wandeln. Aber man vergißt dabei, daß der große Krieg und seine verhängnisvolle Folgezeit eine starke Verelendung des Volkes, Zerrüttung der Familien und Verwahrlosung der Jugend nach sich gezogen hatten, die den Vätern des Pietismus in ihrer unmittelbaren Umgebung nur zu erschütternd entgegentraten. So versteht man, warum Frandes Ideal die Privatschule, die Anstaltserziehung wurde. Nicht in den Familien, die der Zerstreuung und der Verwilderung der Kinder keinen Damm entgegenzusetzen wollten oder konnten, war das ihm vorschwebende Ziel der Erziehung voll zu verwirklichen „die Kinder zur wahren Gottseligkeit und christlichen Klugheit anzuleiten“. Darum verwirft er den in den meisten Schulen damals üblichen Brauch, Mittwoch und Sonnabends Feiertag zu machen, und auch den Ferien ist er nicht hold. Soll nicht bloß das Wissen, sondern auch der Wille der Jugend nachdrücklich gebildet werden, so muß sie die Schule völlig in ihrer Hand haben, den ganzen Tag mit zweckmäßiger Arbeit ausfüllen, keine „Ergötzlichkeiten“ gestatten und sie nie allein und unbeaufsichtigt lassen. Das Wichtigste aber ist, daß die Religion und mit ihr die Bibel in den Schulen einen möglichst breiten Raum erhält. Eine seiner „schriftmäßigen Lebensregeln“²⁾ lautet: „Wenn du noch jung bist, und Zeit und Gelegenheit dazu hast, so lerne die Grund-Sprachen, wenn du gleich nicht die Theologiam studierst, oder gar nicht weiter studierst, so wird dir solches doch allezeit ein

theurer Schatz seyn" . . . „doch kan auch ein jegliches aus der Schrift so viel in seiner Mutter-Sprache fassen, als ihm zu seiner Seeligkeit nöthig ist.“ Ein „Greuel“ ist ihm daher die Kalfsinnigkeit, mit der man oft in den Schulen die heidnischen Dinge als Hauptwerk und Gottes Wort als Nebenwerk treibt ¹⁾).

Und weiter stellt er im „Timotheus zum Vorbilde allen Theologiae Studiosis ²⁾“ dargestellt“ die peinliche Frage: „Wird aber wol der Fehler der unteren Schulen in den höheren Schulen ersetzt?“ und beantwortet sie mit einem glatten „Keines weges!“ und erinnert eindringlich an Luthers Wort, „das seine Bücher unter die Bank möchten gesteket werden, wenn man sie mehr als Gottes Wort treiben wolte“. Es ist kein Wunder, wenn er deshalb in den zahlreichen Schriften über das theologische Studium ³⁾ immer wieder entschieden gründliches Studium der Schrift fordert als des „einigen principium und Fundaments, daraus alle zu der eigenen und anderer Seelen wahrer Erbauung gehörige Wahrheit zu erlernen sei“. Die systematische Theologie ist Frande nicht die Spitze der theologischen Bildung, sondern nur ein Mittel zur Bibelklärung; und insofern hat Ritschl nicht unrecht, wenn er behauptet, „daß ihm das Studium der Bibel und das theologische Studium überhaupt gleichbedeutend sind“ ⁴⁾).

In seiner praktischen Betätigung hält sich Frande bewußt mit Strenge an diese Grundsätze. Das führt natürlich zu manchen Übertreibungen und Einseitigkeiten. Die Verwendung des Neuen Testaments zum Lesenlernen und zur Wiederholung des Buchstabierens mit schwächeren Zöglingen des Waisenhauses wird ebensowenig auf Billigung rechnen können wie etwa die Einrichtung in der weiblichen Lehranstalt, dem Gynaecium, daß Griechisch und Hebräisch wahlfrei unterrichtet werden solle, damit auch die Frau die Bibel im Urtext lesen könne ⁵⁾; auch das angeordnete cursorische Lesen der ganzen Bibel in den Schulen ist aus vielen Gründen anfechtbar, wie überhaupt die Überlastung der Schüler mit Andachten und Religionsunterricht, dem z. B. an den deutschen Schulen die Hälfte der sechs täglichen Unterrichtsstunden zugewiesen wurden. Aber anderes bekundet den klaren Blick und das einführende Verständnis des Pädagogen für Jugendart und Jugendbedürfnis und seine Selbständigkeit und seinen Spürsinn im Aufsuchen neuer Bahnen auch für die Behandlung der Bibel. Dafür nur drei Be-

weise. Wie er in seinem „Einfältigen Unterricht zur Lesung heiliger Schrift“ rät¹⁾, man möge „bey einem jeglichen Versicul in der Bibel stille stehen, und wie Lutherus redet, gleichsam an ein jegliches Sträuchlein klopfen, ob auch einige Beerlein herunterfallen wollen“, so ordnet er für den Unterricht an²⁾: nach Verlesung eines Bibelabschnittes solle „der Praeceptor ein und andern Usum practicum denen Kindern kürzlich einschärffen“, und erklärt später diese Nußanwendung mit den Worten, er habe „dahin zu sehen, daß er denen Kindern eine rechte Hochachtung des theuren Wortes Gottes einpflanze, ihnen ihre Pflicht nachdrücklich fürhalte, daß sie also glauben, und ihr Leben also anstellen müssen, wie es Gott in seinem heiligen Wort erfordert“. — Und wenn er auch nach dem herrschenden Brauch den Katechismus vor der Bibel behandeln läßt, so wünscht er doch, daß die Kinder bald durch Einlesen in die Bibel „v o r A u g e n s e h e n“, was sie bisanhero aus dem Katechismo und aus mündlicher Unterredung gelernt. Hierbey wird nicht mehr erfordert, als daß der praceptor den Inhalt in eine anmuthige und historische Erzählung bringe, und eine kurze Erinnerung dazu setze wie solches im Glauben und Leben anzuwenden sey“³⁾. Das ist in der That anschaulicher Religionsunterricht und Vorwegnahme der später allgemein anerkannten Forderung, die biblische Geschichte zur Grundlage der religiösen Unterweisung zu machen. — Schließlich ist auch der wesentliche Fortschritt in Frandes Pädagogik, die Pflege des Anschauungsunterrichts im engeren Sinne des Wortes, der Bibelbehandlung in seinen Schulen zu statten gekommen. Sein unveröffentlichtes Diarium 1720/21 enthält unter dem 25. August 1721 die Notiz⁴⁾: „Hernach bey Hrn. M. Semlern das Modell der Hütte des Stifts beschauet, nebst H. Dr. Anton, Hrn. Freylingh., Hrn. Dr. Herrenschmidt u. Hrn. Callenberg; auch dessen Transportierung im Waisenhaus anbefohlen.“ Und wir wissen, daß später Modelle von Jerusalem, Palästina und dem Tempel Salomos hinzukamen, die in großen Maßen ausgeführt waren, und zu deren Befichtigung die Schüler der stiftischen Schulen regelmäßig geführt wurden. Wie hoch Frande diese damals modernen biblischen Anschauungsmittel schätzte, zeigt die Tatsache, daß er nach einem Besuch im Berliner Königshaus dem jungen Kronprinzen Friedrich⁵⁾ eine Nachbildung des Tempelmodells zuschickte.

An den Schulen seiner Stiftungen hat Frande nur Anregungen

und Weisungen für den Unterricht gegeben, aber — abgesehen von den Katechisationen — nicht selbst unterrichtet. Als erfolgreicher Lehrer konnte er sich nur an der Universität bewähren; dort hat er, wie ihr Geschichtschreiber¹⁾ mit Recht sagt, „vor allem wieder die Bibel an die Stelle der abgeleiteten Schulschriften gesetzt und zum Mittelpunkt der theologischen Arbeit gemacht“, oder, wie er selbst rühmt, seine Schüler zu rechten textuales Theologi²⁾ gemacht. Was er in Leipzig und Erfurt begonnen, setzte er in Halle aufs tatkräftigste fort; schon als Mitglied der philosophischen Fakultät und Professor der griechischen und orientalischen Sprachen widmete er sich wesentlich der Erklärung der heiligen Schrift, seit 1698 gehörte er auch amtlich der theologischen Fakultät an. Als Professor bekannte er sich durch die Tat zu Speners Satz, daß die Erklärung der Schrift vor allen anderen Teilen der Gottesgelahrtheit den Vorzug habe, da sie der einzige Grund unseres Glaubens sei, und daß es ein weit wichtigeres Geschäft sei, sich mit der Quelle selbst zu bemühen, als mit den Bächen. Schon sein erstes Privatkolleg in Halle über die richtige Anlage des Studiums, das er am 3. Februar 1692 begann, wird darüber keinen Zweifel gelassen haben; und alsbald folgte als Beweis die Erklärung des Psalters und des Hebräerbriefts. In den folgenden Jahrzehnten bildeten Vorlesungen über die Bibel, bei denen er aus dem Alten Testament die Propheten und Psalmen bevorzugte, den Hauptteil seiner Lehrtätigkeit; und daß auch die anderen allgemeineren Vorlesungen wie seine paränetischen Lektionen immer wieder an biblische Gedanken anknüpften, sie entwickelten und den Hörern auf Herz und Gewissen legten, ist selbstverständlich. Magnetisch zog diese neue Bibeltheologie die jungen Theologen an sich, nicht bloß aus dem Reich, sondern auch aus fremden Ländern; und das starke Wort, das ein Hermannsburger 1726 auf einer siebenbürgischen Synode sprach: „Wer in Deutschland gewesen sei und nicht in Halle gelebt habe, der scheine in Rom gewesen zu sein, ohne den Papst gesehen zu haben“³⁾, hätte ebensogut etwa in Graubünden gesprochen werden können, und hier wie da hätte man dabei sicher an Franke gedacht, der nicht der bedeutendste Gelehrte, aber wohl der bekannteste Lehrer der jungen Universität war, und dessen Wirken am weitesten ausstrahlte.

Ein Geschichtschreiber der protestantischen Theologie⁴⁾ hat ganz allgemein den Pietismus mehr eine Erscheinung des kirchlichen

Lebens als der Theologie genannt, und man hat dies Wort gern gerade auf Frände angewandt. Nicht ganz mit Unrecht; denn gewiß war er „ein religiöser, kein wissenschaftlicher Geist“¹⁾, und alles in ihm drängte immer wieder zur praktischen Betätigung. Das zeigen auch seine *Observationes biblicae*²⁾ oder Biblischen Anmerkungen von 1695, die seine Art als wissenschaftlicher Forscher am besten spiegeln. Sie erschienen in monatlichen Heften in Duodez und Frände behandelt in ihnen zunächst „einige Derter der Schrift, darinnen die teutsche Uebersetzung des Sel. Lutheri gegen den Original-Text gehalten und bescheidenlich gezeiget wird, wo man dem eigentlichen Wort-Verstande näher kommen könne“, und läßt in den letzten Heften eine treffliche Verteidigung gegen die ihm aus dieser Arbeit entstandenen heftigen Angriffe folgen. Auch hier schlägt die eindringende wissenschaftliche Behandlung des Bibeltextes fast von selbst ins Praktische um, insofern jedem einzelnen Abschnitt Lehren und ein Gebet angegliedert werden und das Ganze auf eine Durchsicht der Lutherbibel abzielt, für die die beiden Gesichtspunkte zugleich maßgebend sind: Rücksicht auf das vertiefte Verständnis des Urtextes und Rücksicht auf Anpassung an die seit Luther erfolgte Entwicklung der deutschen Sprache, also Wissenschaft und praktisches Bedürfnis innig verbunden.

„Bescheidenlich“, wie es auf dem Titel heißt, ist er tatsächlich ans Werk gegangen. Denn er „admirirt“ „die großen und theuren Gaben, welche Gott dem Luthero, gleich wie sonst, in Auslegung und Erklärung, also auch insonderheit in Uebersetzung der Heil. Schrift mildiglich verliehen, den gefassten Verstand des Grund-Textes in feinen, deutlichen, verständlichen und zugleich wohlklingenden und nachdrücklichen teutschen Worten auszudrücken, und also denen Teutschen eine solche teutsche Bibel vorzulegen, welche sie nach ihrer gewöhnlichen teutschen Redens-Art einfältiglich verstehen und fassen könnten“. Ja, er sieht in ihm ein Werkzeug Gottes, dem man immerdar Dank schuldig sei, „daß er das Eyß gebrochen, und den Weg gebahnet habe, darauff es allezeit leichter ist nach zu folgen, als vor an zu gehen“³⁾ Aber gerade seine Hochschätzung der Bibel bewahrt ihn vor einer Überschätzung des menschlichen Werkzeuges; und seine wissenschaftliche Überzeugung ist, daß man „in der Uebersetzung alles aufs eigentliche nach dem Grund-Text auszudrucken hat; und bleibet doch allezeit die Quelle so reich,

daß man sie nicht erschöpfen kan, wird auch keiner gefunden werden, der in allen Stücken den Nachdruck und die Süßigkeit der Sprache des Heiligen Geistes in irgend einer Uebersetzung treffen und dem Leser für Augen legen könnte. Ein jeglicher muß darinnen das seinige thun, und bleibet doch noch allezeit wohl das meiste denen Nachkommen übrig¹⁾. Zudem weiß er, daß Luther sich nie für unfehlbar gehalten hat; er nimmt daher gern auf dessen erste Dolmetschung Bezug und sucht Luther durch Luther selbst zu verbessern (neunmal für fünf Bibelstellen)²⁾. Schließlich hebt er immer wieder, besonders wo es sich um Auslassungen handelt, ausdrücklich hervor, daß Luther vermutlich in seinen Exemplaren des griechischen Textes die betreffenden Worte nicht gefunden habe, nennt einmal sogar dabei die Ausgabe des Erasmus von 1518, die Luther ja tatsächlich benutzte³⁾.

Im übrigen geht er mit der ganzen Rüstung des Gelehrten seiner Zeit an das heikle Werk, das ihm soviel Anfeindung bringen sollte: alte und neue Erklärer werden herangezogen, die lateinische Vulgata wird verglichen und ebenso die holländische, französische, englische und niederländische Uebersetzung und von den deutschen Ausgaben der Lutherbibel besonders häufig Dieckmanns Stader Bibel, der auch ein Kenner wie Konrad Burdach in unseren Tagen unter den Ausgaben vor der Cansteinschen die Palme reicht.

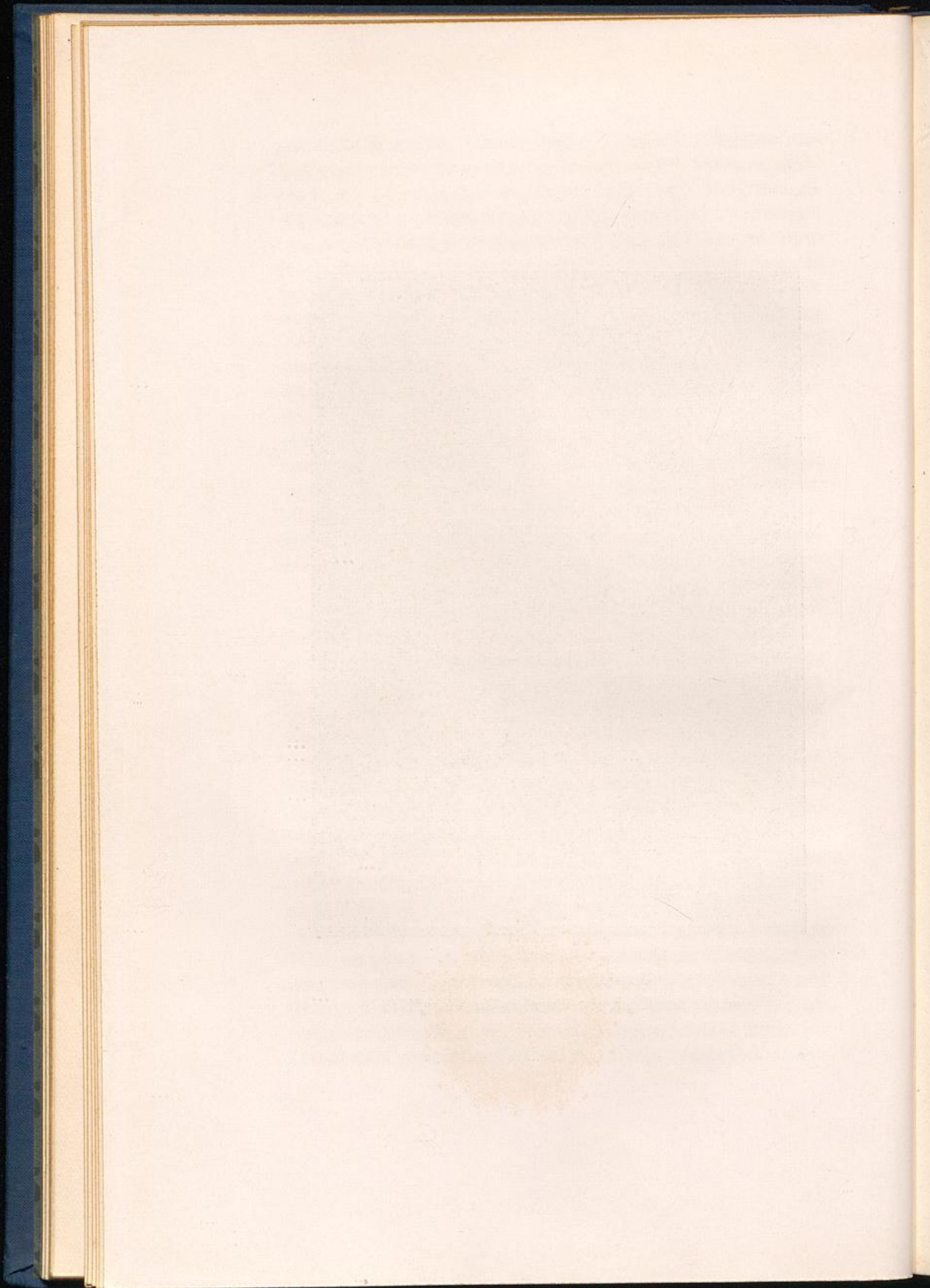
Gelegentlich handelt es sich bei der von Francke vorgeschlagenen Aenderung nur um ein Satzzeichen oder um eine andere Kapitel-einteilung. Aber auch das hält er nicht für unwichtig und beruft sich dafür auf das Wort des Hieronymus: „Alle Reden, Syllaben, Strichlein und Punkte sind voller Nachdruck und haben ihren sonderlichen Sinn und Meinung“⁴⁾, und macht einmal die feine Bemerkung, die Aenderung eines Punktes in ein Fragezeichen unter Berücksichtigung des Affekts dessen, der da redet, könne so erheblich sein, „daß die ganze Rede öffters einen gar andern Verstand gewinnet“⁵⁾. An anderen Stellen kommt es auf eine richtige Beziehung der Verneinung, auf Berücksichtigung eines von Luther nicht beachteten, nachdrücklichen „auch“ oder „selbst“, auf Ersetzung des einfachen „nicht“ durch das dem Urtext entsprechendere, eindrucksvollere „nicht einmal“, auf die Einsetzung des richtigen Tempus, auf die schärfere Erfassung der Wortbedeutung und ähnliches mehr an. Auch dem Laien sucht Francke es klar zu machen (deshalb gerade

schrieb er seine Schrift deutsch), daß es etwas auf sich hat, ob man Luc. 11, 53 übersetzt „aus seinem Munde zu loden“ statt des lutherischen „den Mund zu stopfen“, Luc. 11, 52 bei dem Wehe über die Schriftgelehrten „Wehe euch, daß ihr den Schlüssel der Erkenntniß weggenommen habt, ihr seyd selbst nicht hinein gegangen, und denen, so hinein wolten, habt ihrs verwehrt“ statt „Wehe euch, denn ihr den Schlüssel des Erkenntnisses habt. Ihr kommt nicht hinein, und wehret denen, die hinein wollen.“ Hier ist auch die sehr behutsame Revision der Lutherbibel von 1892 Frandes Spuren gefolgt. An anderen Stellen stimmen die neueren Übersetzer, z. B. Menge, mit ihm überein, z. B. Röm. 13, 14 „pfleget nicht des Fleisches, daß ihr geil werdet“ statt „wartet des Leibes, doch also, daß er nicht geil werde“, und Eph. 4, 3 von den Lastern „es werde auch nicht einmahl unter euch genennet“ statt: laffet sie „nicht von euch gesagt werden“¹⁾. Es zeugt von der zurückhaltenden Vorsicht Frandes, daß an 13 von den 33 behandelten Stellen auch die gebräuchliche revidierte Bibel in seinem Sinn geändert hat, während die Mengebibel gar an 20 Stellen zu ihm stimmt.

Geradezu einen Sturm der Entrüstung riefen die vier ersten Monatshefte der *Observationes* bei den Gegnern hervor, aber selbst Spener war ängstlich. Jene machten nicht nur „weite Augen“, wie Spener voraussah, sondern öffneten auch ihren Mund weit zu Schmähungen, die sich bis zu dem harten Wort verstiegen, nach solchen Verdächtigungen von Luthers Übersetzung müsse man „der Lutherischen Kirche das Begräbniß bestellen“²⁾. Frandes Verteidigung in den vier letzten „Monaten“ bestand im Angriff. Im Juni konnte er „mehr denn 300 von Evangelischen Theologis und Philologis bemerkte Schriftstellen“ vorführen, an denen der Luthertert verbesserungsbedürftig sei; unter diesen Gewährsmännern befand sich sogar ein Professor in Wittenberg, von wo besonders heftige Angriffe gekommen waren. Am wichtigsten ist das Juliheft. Während früher von Frande selbst nur neutestamentliche Stellen behandelt waren, widerfährt nun auch, wie bereits im „Juni“, dem Alten Testament sein Recht. Und während es sich dort um Berichtigungen auf Grund des Urtextes gehandelt hatte, werden hier vor allem die entweder überhaupt veralteten Wörter und Redensarten der Lutherbibel vorgeführt oder doch solche, „die in einigen Provinzen Deutschlands noch üblich sind, da sie etwa in den meisten andern



August Hermann Francke
 nach einem Stich von Vogel in Augsburg, 1718



nicht verstanden werden“¹⁾. Dort dreht sich alles um das Verständnis des Originals, hier wie einst schon in seinem Hamburger Brief um das Verständnis der deutschen Übersetzung; neben der Theologie erhält, sozusagen, auch die Germanistik das Wort. In seiner Sprache führt Frände seine Aufgabe auf die Frage zurück: „Ob in der Uebersetzung Lutheri nicht etwas zu finden sey, welches, ohne Verletzung und Abbruch der reinen teutschen Redens-Art, nach dem Grund-Text eigentlicher und nachdrücklicher gegeben werden könne?“²⁾

Als in seiner Zeit unverständlich erscheinen seinen gelehrten Gewährsmännern und ihm selbst z. B. folgende Ausdrücke: endelich (hurtig), durstiglich (kühnlich, freimütig), Ströter (Räuber), fast sehr (gar sehr), schon fahren (mit Lindigkeit überreden), ohne Wandel fein (ohne Flecken, ohne Fehl fein), treuge (trocken), Rölke (Röhrbrunnen), scheel (mager, schwindfüchtig), versprechen (treulos an einem werden), risch (hurtig, schnell, geschwind), Läufer (Maultiere), Thramen (Balken), keulichte Kneuffe (Kugelfunde Knöpfe), zum Siechermahl schießen (nach der Scheibe schießen), Darre (Schwindfucht), bunte Rogel (schöngefärbte Hauben). Das ist eine reiche Blütenlese, die man in neueren Ausgaben der Lutherbibel nicht mehr vornehmen kann, da inzwischen diese Ausdrücke ausgerodet sind. Andere sind aus naheliegenden Gründen trotz der Bedenken Frändes stehengeblieben, so etwa: Löden, Farre, Widder, Hayn, Rüge-Opfer, Panier, Hürden, Hort, thum werden, Söller, Laachen, betreten werden — natürlich mit zeitgemäß gestalteter Rechtschreibung. — Wie sehr für diesen das Bedürfnis der Leser, nicht Rechthaberei bestimmend ist, zeigt der in diesem Zusammenhang auftauchende Vorschlag: „es könnte doch leichtlich ein Register und kurze Erklärung dergleichen Verter vorangedruckt werden, aus welchen sich der Leser erholen und die rechte Meinung der Dolmetschung fassen könnte“³⁾.

Die Nachwelt hat ein besseres Verständnis für Frände gehabt als seine Zeit. Die Bibelrevisionen haben sich vorsichtig in den von ihm gewiesenen Bahnen vollzogen; und ein Sprachforscher vom Range Konrad Burdachs erkennt an: Der große Aufschwung des Gefühls, der aus dem pietistischen Seelenchristentum kam, brachte „Luthers großem biblischen Sprachwerk Rettung vor der Gefahr entweder durch willkürliche Modernisierung des alten Textes zu ver-

flachen oder durch Haften am Wortlaut und Buchstaben der Übersetzung zu veralten und Fühlung mit den geistigen Ansprüchen der Zeit einzubüßen“¹⁾). Ja, er nennt dabei Frände ausdrücklich unter den Männern, dank deren Bemühen die Liebe und das Verständnis für das echte alte Deutsch Luthers und zugleich für den richtigen Sinn des biblischen Grundtextes auf eine neue, sichere Grundlage gestellt, in die breite Masse der Nation ein bibelgläubiges Herzenschristentum gepflanzt und damit die Auflehnung der germanischen Seele gegen das italienische Barock eingeleitet wurde.

Als glücklicher Organisator der Arbeit an der Bibel und für die Bibelverbreitung hat er zweifellos alle seine Zeitgenossen weit übertroffen und sich um die Bibel Verdienste erworben, deren Wirkungen bis in die Gegenwart reichen.

Die zeitweilige Beschäftigung des Arabers Salomon Negri in seinen Stiftungen gab 1702 die Anregung zur Gründung des Seminarium orientale theologicum. In diesem sollten besonders geeignete Studenten die beiden biblischen Hauptsprachen par studio (mit gleichem Eifer) treiben, neben dem Hebräischen aber auch andere orientalische Sprachen in weitestem Umfange. Mitglieder dieses Seminars haben seinem Nachfolger in der Leitung, Joh. Heinrich Michaelis, treffliche Dienste bei einer neuen wissenschaftlichen Ausgabe der hebräischen Bibel geleistet; und mit vollem Recht und gerechtem Stolz konnte Frände dies 1705 begonnene Werk „unsere Arbeit“²⁾) nennen. — Die griechische Übersetzung des Alten Testaments und ein griechisch-deutsches Wörterbuch zum Neuen Testament waren schon vorher gedruckt worden. — Als in dieser Zeit fünf echte Griechen in die Stiftungen kamen und bald zu dem Seminar in nähere Verbindung traten, folgte 1710 die von Frände veranstaltete und eingeleitete Ausgabe des Neuen Testaments im griechischen Grundtext mit neugriechischer Übersetzung³⁾), zur Verbreitung in der griechisch-katholischen Kirche bestimmt; und auch von einem Psalterium Aethiopicum von 1704 und einem Neuen Testament in böhmischer Sprache von 1709⁴⁾) weiß die Geschichte der stiftischen Buchhandlung zu erzählen. Aber das Hauptaugenmerk war naturgemäß auf die deutsche Bibel gerichtet, längst bevor die von Cansteinsche Bibelanstalt ins Leben trat; 1702 und 1708 erschienen Ausgaben der ganzen Lutherbibel und 1704 ein Neues Testament. — Als seine Schüler Ziegenbalg und Plütschau

als Missionare nach Trankebar gegangen waren und dort ganz in ihres Lehrers Sinn alsbald die Bibel zu verbreiten und ins Malabarische zu übersehen begannen, leistete er wertvollste Unterstützung, indem er in Halle die Typen schneiden und gießen ließ und dann eine ganze Druckerei mit einem gelernten Drucker und einem Gehilfen in die Ferne sandte.

Aber bei so weit ausschauenden, ja weltumspannenden Plänen kehrte er doch immer wieder zu den ihm als Christen und Deutschen am nächsten liegenden und am meisten auf dem Herzen brennenden Aufgaben zurück. Was er in seiner engeren und weiteren Gemeinde in Halle erreicht hatte, daß fast jeder Hausvater eine Handbibel besaß, und was er als einen besonderen Segen empfand, das sollte möglichst allen deutschen Landen zuteil werden: die weiteste Verbreitung einer Bibel zu erschwinglichem Preise und in wirklich volkstümlicher, jedem verständlicher Sprache. Darum sucht er auch den Bibeldruck und die zeitgemäße Umgestaltung und Erneuerung der Lutherbibel zu organisieren. Zwei großzügige Pläne für diese zwei Aufgaben liegen vor, der eine längst bekannt, der andere erst jüngst in den Schätzen der Hauptbibliothek der Frandeschen Stiftungen gehoben.

In dem berühmten Großen Aufsatze von 1704¹⁾ entwickelt er eine von seinem getreuen Clerus empfohlene, in Holland bereits erprobte „Invention“, die auch „das arme Volk mit Bibeln genugsam versehen könnte“. Mit einem Vorschuß von etlichen 1000 Talern kann man die Buchstaben in solcher Menge anschaffen, „daß ein jeder Bogen in einem dazu angerichteten Behältnis stehen bleibt“. Dieser stehende Satz erlaubt dann nach und nach „etliche hunderttausend Exemplare von denselben Lettern, ehe sie abgenutzt werden, abzudrucken“; dabei erspart man „und gebraucht keiner weiteren Ankosten, als was zu Papier und Druckerlohn erfordert wird“. Der Tatkraft und Opferfreudigkeit des Barons Karl Hildebrand von Canstein war es zu verdanken, daß schon sechs Jahre später zu Frandes Freude eine Bibelanstalt seinen Stiftungen als selbstständiges Glied, aber unter seiner Leitung angegliedert werden konnte. Es wurde wirklich, wie Canstein es wünschte, „ein Ornamentum davon“. Schon 1712 konnte das Neue Testament mit der stolz-bescheidenen Aufschrift: „Halle, zu finden im Waisenhause“ ausgehen und im folgenden Jahr erschien eine Hausbibel in Groß-

oktav zu dem erstaunlich billigen Preise von 10 guten Groschen, ein Preis, der bald einem alten Versprechen gemäß auf 9 Groschen herabgesetzt wurde, freilich nur gegen bare Zahlung. Die kühnsten Wünsche des Freundespaars Canstein und Franke erfüllten sich rasch; bei dem Tode des ersteren 1719 waren etwa 100 000 Testamente und 80 000 Bibeln hergestellt und verbreitet. Und wenn Canstein zwei Jahre vor seinem Heimgang in einer Bibelvorrede den sehnlichen Wunsch aussprach, daß man auch an anderen Orten seinem Beispiel folgen und ähnliche Anstalten zur Ehre Gottes und zum Segen der Menschheit errichten möchte, so hat er sich als echter Prophet bewährt: die in alle Weltteile hin wirkende, große Britische und Ausländische Bibelgesellschaft von 1804 und die zahlreichen kleineren Gesellschaften sind des Zeugen.

Gerade in dem Jahre, wo der erste Druck der von Cansteinschen Bibelanstalt erfolgte, 1712, erschien eine bisher unbeachtete, aber sehr bedeutsame kleine Schrift von 20 Seiten ohne Verfasseramen und Ortsangabe mit dem Titel „Kurzes Proiect unparteyischer privat Gedanken mit einer Emendation der Teutschen Bibel“¹⁾. Sie stammt nach Druck, Lettern und Initialen aus dem Waisenhaus, nach dem Inhalt aus dem pietistischen Kreis, wenn man einer handschriftlichen Bemerkung auf dem Titel trauen darf, von Franke selbst. Manches klingt wörtlich an die Observationes an, z. B. der Ausdruck, daß Luther „zuerst das Eiß gebrochen“ habe; und durchweht von seinem Geist ist das kleine Schriftchen und bleibt so auf alle Fälle ein treues Spiegelbild seiner Wünsche und Pläne.

Daß Luther wegen „Dolmetschung der Heiligen Schrift sein Lob und Ruhm bey Gottes Kirche bleiben wird, weil die Welt stehet, nachdem er derselben dadurch, zu derer unleugbarer Aufnahme und Erbauung, einen großen und sonderbaren Dienst erwiesen hat“, ist dem Verfasser eine unbedingt feststehende Tatsache; aber ebenso bestimmt ist die Forderung, „daß alle Dolmetschungen der Heiligen Schrift, welche für Gottes Wort selbst sollen gehalten werden und für jedermann recht brauchbar seyn sollen, zusehrst mit den Grundsprachen nothwendig müssen übereinkommen, und daneben zugleich an ihnen selbst nach der Lauterkeit unserer Mutter-Sprache deutlich seyn müssen“. Der Ersatz der „unrichtigen und undeutlichen Dolmetschungen“ wird als nötig, nützlich, möglich und billig erwiesen. Da „ja die heiligen Sprachen nebst der Lauterkeit unserer Mutter-

Sprache selbst, bisher um ein merdliches mehr und besser in Schwung gekommen sind" als in Luthers Zeiten, darf man erwarten, daß nach einer solchen Umgestaltung der Lutherbibel „so wol un- gelehrte als gelehrte Teutschen die teutsche Bibel alsdann mit mehrer Lust, und zumal auch mit besonderer Erbauung, als sonst, lesen und gebrauchen“.

Unter den „zwölf unterschiedenen Obiectiones wider eine Emendation der Teutschen Bibel nebst bescheidener Antwort“, die dann behandelt werden, finden sich manche richtige Bemerkungen. Die Beifügung guter Observationes von Gelehrten zu dem alten Bibeltext hie und da wird als „lauter Flichvert“ bezeichnet, das eine um so größere Gefahr in sich schließt, als „die einfältigen dadurch nur irre gemacht und sehr verhindert werden“. Natürlich wird von Luthers Version „noch viel, wo nicht das meiste ohne Änderung bleiben können“, „andererseits darf man aber getrost darauf vertrauen, Gott werde wie in Luthers Tagen auch zu dieser Zeit einen getreuen Diener seiner Kirche, welcher die Verbesserung solcher Lutherschen Version in seinem Nahmen und auf seine Güte fürnimmt, Gehilfen finden und erlangen lassen“. Jedenfalls darf die Arbeit nicht unterbleiben, „ob man gleich deren wege keine Einhelligkeit oder einhellige Bewilligung der ganzen Kirche zu wege bringen kan“.

Vorgeschlagen wird Beginn mit dem Neuen Testament, Bearbeitung eines Kapitels nach dem andern, Überprüfung durch einige andere christliche und verständige literati, welche in der Nähe sind, und womöglich Begutachtung durch eine theologische Fakultät oder ein geistliches Ministerium. Ob dann Sonderausgaben der gangbaren (alten) und der verbesserten (neuen) Version oder eine einheitliche Neuausgabe („so, daß diejenigen alten Übersetzungen, für welche die neuen oder veränderten erwehlet werden, gar davon bleiben“) oder schließlich eine Parallelausgabe der alten und neuen Fassung gedruckt werden, ist ebenso gleichgültig wie der Name „Verbesserte Version des sel. Luther“ oder „Neue Version“. Nur darauf kommt es an, daß „Gottes Werk befördert wird und von statten gehet“.

Gewiß ein großzügiger, kühner Plan; denn bei diesem ganzen „Projekt“ schwebt etwas wie die Einrichtung einer Bibelrevisions-Kommission vor, wie sie dann fast genau 150 Jahre später auf

Wunsch des evangelischen Kirchentags zusammentrat. Bei ihr fiel der von Cansteinschen Bibelanstalt aus Pietätsgründen von selbst die Führung zu, da sie „von Anfang an eine gesunde Kritik angewandt“¹⁾ habe. So ist auch dieser Gedanke Frandes eine Vorwegnahme künftiger Entwicklung gewesen. Bei der Bibelanstalt in den Stiftungen aber war neben der gerühmten gesunden Kritik ein anderes wertvolles Erbe aus Frandes Zeit und Frandes Geist stets maßgebend geblieben: ein vielleicht unbewußter scharfer Instinkt für die Kraft und den Wohlklang, den Rhythmus und die Würde der Luthersprache, und damit eine schonende Behandlung seiner Bibel.

Bezeichnend dafür ist und bleibt es, daß die unter seiner Aufsicht erschienenen von Cansteinschen Ausgaben sehr allmählich und behutsam in Aufnahme von Neuerungen und Verbesserungen verfuhr und durchaus nicht alle Anregungen der Observationes von 1695 befolgten²⁾ oder gar die weitergehenden Forderungen des Projekts von 1712 erfüllten; sie wollten letzten Endes doch Lutherbibeln bleiben. Und gerade die feine Zurückhaltung Frandes hierbei verdient volle Anerkennung in persönlicher und sachlicher Beziehung, weil er sich im entscheidenden Augenblick willig beugte vor dem Größeren und das sorgsam gereinigte Kleinod der Luthersprache seinem Volke neu aufleuchten ließ.

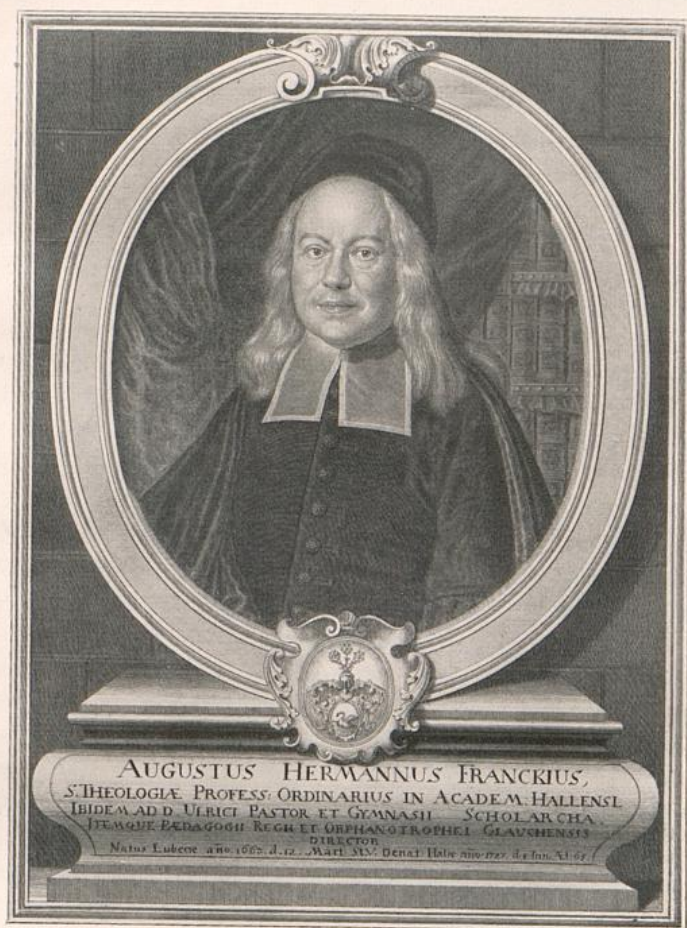
Wir sind am Schluß. — Wohin wir auch schauen, überall ist Francke und die Bibel unlöslich verknüpft. — Über dem Eingang der Frandeschen Stiftungen leuchtet hoch oben im Giebelfeld ein Bibelspruch und auf dem Denkmal Frandes, das Meisterhand schuf, steht ihm zur Rechten ein Knabe, der das Bibelbuch an seine Brust drückt und seine Blicke aufwärts richtet, wohin des Lehrers und Vaters Finger weist. Das ist ein schönes Sinnbild für Francke selbst: auch über seinem Leben steht die Bibel, Weg und Ziel zeigend; und sein größtes Anliegen ist es, dem kommenden Geschlecht die Bibel ans Herz zu legen, sie in Gemüt und Gewissen einzuprägen und es durch sie emporzulenken zu festem Glauben an den himmlischen Vater und zu tätiger Liebe für die Brüder. Sein eindringliches, aus eigenster Erfahrung geschöpftes Mahnwort lautet³⁾:

„Ist Schrift ohn Glaub, so bist du nicht gelehret,
Ist Glaub ohn Frucht, so bist du nicht bekehret.“

Anmerkungen.

- S. 1 ¹⁾ H. Preuß, Die deutsche Frömmigkeit im Spiegel der bildenden Kunst. 1926. S. 157. ²⁾ E. Sachse, Ursprung und Wesen des Pietismus. 1884. S. 260.
 „ 2 ¹⁾ A. H. Francke, Observationes biblicae. 1695. S. 468, 461, 403 (vgl. auch Plath, Der Dienst des Freiherrn C. Hilkebrand von Canstein an der heiligen Schrift. Halle, 1860. S. 1 ff.).
 „ 3 ¹⁾ ebd. S. 462. ²⁾ S. 465 f. ³⁾ S. 470. ⁴⁾ S. 471. ⁵⁾ S. 466.
 „ 4 ¹⁾ G. Kramer, A. H. Francke. 1880. I, S. 6 f.
 „ 5 ¹⁾ ebd. I, S. 15. ²⁾ R. Weiske, A. H. Francke als Philologe. 1927. S. 3. ³⁾ G. Kramer a. D. I, S. 16.
 „ 6 ¹⁾ ebd. I, S. 22. ²⁾ A. Sellschopp, Neue Quellen zur Geschichte A. H. Frandes. 1913. S. 105 ff.
 „ 7 ¹⁾ Den ungedruckten Brief Frandes übersandte mir freundlichst zur Abschrift der Verwalter der Schabbelstiftung, Herr Heinr. Walter Emanuel Lindenberg in Lübeck. Ein Abdruck erfolgt in A. Nebe, Neue Quellen zu A. H. Francke. Gütersloh, 1927.
 „ 10 ¹⁾ A. Sellschopp a. D. S. 139. ²⁾ Keinesfalls mehr aus Hamburg, wohin allerdings die dort genannten Namen Zeller (S. 142), von der Hardten (S. 143), Andelmann (S. 139) gehören. Die Erwähnung der Konferenz mit Spener und die Bemerkung (S. 142), „er habe einige theses von diesem articulo nach Hamburg gesandt“, sichern meine Vermutung, und die andere Bemerkung (S. 141): „denn zwar in Wittenberg, aber nicht allhier, die Gewohnheit ist, daß die Magistri denen libris Symbolicis subscribieren“, führt unbedingt auf Leipzig. ³⁾ A. Sellschopp a. D. S. 131 ff. Sein Titel „Vom Doktorgrad und vom theologischen Studiengang“ führt irre. ⁴⁾ ebd. S. 139 ff.
 „ 12 ¹⁾ J. Biereye, A. H. Francke und Erfurt. Zfsh. des Vereins für Kirchengesch. der Prov. Sachsen. XXI (1925). S. 45.
 „ 13 ¹⁾ E. Sachse a. D. S. 116. ²⁾ ebd. S. 121. ³⁾ J. Biereye a. D. S. 68. ⁴⁾ ebd. S. 64. ⁵⁾ ebd. S. 59.
 „ 14 ¹⁾ G. Kramer a. D. S. 96. ²⁾ E. Sachse a. D. S. 258.
 „ 15 ¹⁾ A. Ritschl, Geschichte des Pietismus. 1887. II, S. 257. ²⁾ A. H. Francke, Öffentliches Zeugniß. 1702. II, S. 106. Das folgende Zitat bei E. Sachse a. D. S. 294. ³⁾ G. Kramer a. D. II, S. 370. Die Schrift kommt nach der in der Hauptbibliothek der Frandeschen Stiftungen D 80 liegenden Handschrift zum Abdruck in A. Nebe, Neue Quellen zu A. H. Francke. 1927. ⁴⁾ ebd. I, 206 ff.
 „ 16 ¹⁾ ebd. I, S. 73. ²⁾ ebd. II, S. 363. ³⁾ ebd. II, S. 355.
 „ 17 ¹⁾ E. Sachse a. D. S. 288 f. ²⁾ R. Weiske in Zfsh. f. Kirchengesch. 1926. XLV (Neue Folge VIII), S. 91 u. 96.
 „ 18 ¹⁾ Th. Ziegler, Geschichte der Pädagogik, 5. Aufl., bes. von A. Nebe. 1923. S. 191. ²⁾ A. H. Francke, Öffentliches Zeugniß. II, S. 176.

- S. 19 ¹⁾ ebd. II, S. 201. ²⁾ ebd. II, S. 201 ff. ³⁾ G. Kramer a. D. II, S. 380 ff. ⁴⁾ A. Ritschl a. D. II, S. 255. ⁵⁾ G. Kramer, A. H. Frandes pädag. Schriften. 2 1885. S. 127 f. ⁶⁾ R. Weiske, A. H. Frande als Philologe. 1927. S. 12.
- " 20 ¹⁾ A. H. Frande, Öffentliches Zeugniß. II, S. 4. ²⁾ G. Kramer, A. H. Frandes pädag. Schriften. S. 123 u. 141. ³⁾ ebd. S. 25, vgl. auch A. H. Frande, Unterricht von der Führung des Predigt-Amtes, Öffentliches Zeugniß. III, S. 114. ⁴⁾ Hauptbibliothek der Frandeschen Stiftungen A 137. ⁵⁾ A. Krebs, A. H. Frande und Friedrich Wilhelm I. 1925. S. 67.
- " 21 ¹⁾ W. Schrader, Geschichte der Friedrichs-Universität zu Halle. 1894. I, S. 221. ²⁾ R. Weiske a. D. S. 9. ³⁾ H. Jafari in den Beiträgen zur Geschichte der evangel. Kirche A. B. in Siebenbürgen. 1922. S. 222. ⁴⁾ A. Dörner, Geschichte der protestantischen Theologie. S. 626.
- " 22 ¹⁾ E. Sachsse a. D. S. 291. ²⁾ Ich zitiere nach der Erstausgabe; ein Abdruck ohne die persönlichen Auseinandersetzungen steht auch in A. H. Frande, Öffentliches Zeugniß, II; ein Neudruck des „Mai“ erschien 1707. ³⁾ Observationes biblicae S. 458 f.
- " 23 ¹⁾ ebd. S. 403. ²⁾ ebd. S. 66, 82, 102, 134, 159, 161, 162, 164, 328. ³⁾ ebd. S. 188, 315, 342, 352, 381. Erasmus genannt S. 364. ⁴⁾ ebd. S. 403. ⁵⁾ ebd. S. 74.
- " 24 ¹⁾ ebd. S. 18, 328 ff., 61, 177 ff. ²⁾ ebd. S. 475.
- " 25 ¹⁾ ebd. S. 685. ²⁾ ebd. S. 476. ³⁾ ebd. S. 685.
- " 26 ¹⁾ R. Burdach in Zeitwende. 1926. S. 270. ²⁾ A. Schürmann, Zur Geschichte der Buchhandlung des Waisenhauses usw. 1898. S. 32. ³⁾ ebd. S. 31. ⁴⁾ ebd. S. 31 u. 35.
- " 27 ¹⁾ W. Fries, A. H. Frandes Großer Aufsatz. 1894. S. 47; 60.
- " 28 ¹⁾ Hauptbibliothek der Frandeschen Stiftungen 51 D 5. Den Hinweis auf das in einem dicken Sammelband versteckte „Projekt“ verdanke ich dem unermüdlichen Bibliothekar, Herrn Prof. Weiske. — Die Behauptung der handschriftlichen Bemerkung, J. J. Ram-bach habe in den Erläuterungen zu seinen Institutiones hermeneuticae sacrae Frande als Verfasser des Projekts bezeichnet, trifft nicht zu; aber daß Frande schon seit länger sich mit ähnlichen Plänen trug, ergibt ein bisher unbeachtet gebliebener Brief des Hofpredigers D. Lüttens aus Kopenhagen vom 6. Dezember 1710. Das Nähere gibt A. Nebe, Neue Quellen zu A. H. Frande, 1927, wo unter III ein Neudruck des Projekts gegeben wird.
- " 30 ¹⁾ W. Fries, A. H. Frandes Stiftungen. 1913. S. 248. ²⁾ In der ersten Cansteinschen Bibelausgabe ist eigentlich nur eine wesentliche Änderung vorgenommen: Eph. 3, 19 ist in Klammern eingeschoben (oder: die liebe Christi, die doch alle erkenntniß übertrifft), wie das in den Observationes vorgeschlagen war. Die dort geforderten Zusätze nach dem richtigen Urtext Joh. 8, 9; 8, 59; 19, 38 und die Änderung 1. Cor. 9, 7 sind vorhanden; aber diese waren bereits in die Stader Bibel aufgenommen, nach der die Hallesche Ausgabe von 1713 gedruckt ist. ³⁾ A. H. Frande, Öffentliches Zeugniß. II, S. 27.



August Hermann Francke
 nach einem Gemälde von Pesne in Berlin, 1725

